

Jahrgang I.

No. 4.

Juli 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Für Wedekind. — Tariftreue. — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Empfehlenswerte Bücher

aus dem Verlage Max Steinebach in München, Baaderstrasse 1 a. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Geschichte des deutschen Arbeiterstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Die vorliegende Schrift behandelt nach einer kurzen Einleitung **über** die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Besitz, die Geschichte des deutschen Arbeiterstandes von der ältesten Zeit der unfreien Frohnhofwirtschaft an bis herab in unsere Tage der Grossindustrie mit Maschinenbetrieb. Namentlich das alte Handwerksgesellentum mit seinen merkwürdigen, zuletzt vielfach verschönörkelten und grotesken Einrichtungen und Gewohnheiten hat eine sorgfältige Darstellung erfahren.

Geschichte des deutschen Bauernstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte Geschichte des deutschen Bauernstandes von der Zeit der ältesten festen Siedelungen nach dem Schluss der grossen Wanderungen an bis herab in das 19. Jahrhundert, das in den Stürmen des Jahres 1848 auch die letzten Reste der alten Grunduntertänigkeit unseres Bauernstandes beseitigt und die völlige staatsrechtliche Gleichstellung desselben mit den übrigen Gesellschaftsklassen des Staates proklamiert hat.

Beschichte des deutschen Adelstandes Mk. 1.50

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte, übersichtliche Geschichte des deutschen Adels ist bisher ein Bedürfnis des gebildeten Lesepublikums gewesen. Die vorliegende Schrift versucht diese Lücke auszufüllen. Neu und eigenartig ist die durch alle Phasen der geschichtlichen Entwicklung als Grundinhalt des Adelsbegriffs festgehaltene und konsequent durchgeführte Definition des Adels als einer politischen Machtinstitution.

Die Kunst und unser Leben Mk.—.60

von Privatdozent **Dr. Artur Kutscher.**

Grundlage zu einer kritischen Würdigung von Kunstwerken. Die Schrift bildet eine Polemik gegen Professor Max v. Gruber.

Jahrgang I.
No. 4.

München,
Juli 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Widmung.

An allen Früchten unbedenklich lecken;
vor Gott und Teufel nie die Waffen strecken;
Künftiges mißachten; früheres nicht bereuen;
den Augenblick nicht deuten und nicht scheuen;
dem Leben zuschau'n; Anderer Glück nicht neiden;
stets Spielkind sein, neugierig noch im Leiden;
am eignen Schicksal unbeteiligt sein:
Das heißt genießen und geheiligt sein.

Menschlichkeit.

Der Untertitel dieser Zeitschrift hat zu Missverständnissen Anlass gegeben, was mir durch mehrere Besuche und durch mehrere Briefe, die ich empfang, deutlich geworden ist. Ich halte es daher für angezeigt, ehe mein Blatt in den von mir durchaus nicht erstrebten Ruf einer Wohltätigkeitsanstalt kommt, den Lesern mitzuteilen, was ich unter Menschlichkeit begreife.

Die Tatsache, dass ich plötzlich Herausgeber einer Zeitschrift geworden bin, muss — trotz der ehrlichen Mitteilungen ans Publikum, wie die Finanzlage des Unternehmens bei seiner Gründung beschaffen war — bei manchen Leuten den Verdacht erweckt haben, ich sei Kapitalist. Einige von ihnen traten an mich heran und wollten mich anpumpen, wobei sie sich darauf beriefen, dass ich als öffentlicher Verkünder der Menschlichkeit doch zu allererst zur charitativen Betätigung dieser Eigenschaft verpflichtet sei.

Die mit solchen Ansichten und Absichten zu mir kamen, waren in zwei Irrtümern befangen: erstens täuschten sie sich darin, dass sie mich für einen begüterten Herrn hielten, zweitens darin, dass sie meinten, das Fremdwort Menschlichkeit heisse auf deutsch Charitas.

Um vorweg eine eindeutige Definition zu geben: Menschlichkeit bedeutet die unverdorbene, natürliche, wechselseitige Einstellung der Menschen zueinander; auf ehrlichem Urteil und anständiger Gesinnung ruhende Beziehungen; Wille zu Gerechtigkeit und Nächstenliebe und Kampf auf bis zur Geistigkeit erhöhtem Niveau.

Mit dem Titel dieser Zeitschrift habe ich ausdrücken wollen, dass ich es mit den Schlechtweggekommenen halte, die keine Duckmäuser sind, sondern Selbständige, Starke, zur Rebellion Bereite, und die gewillt sind, Zustände reinlicher Menschlichkeit, da sie bis jetzt nirgends vorhanden sind, schaffen zu helfen. Mit Humanität im Sinne

von Mildtätigkeit hat die Menschlichkeit, die ich meine, garnichts zu tun.

Die Tatsache, dass Humanität und Menschlichkeit nach allgemeinem Sprachgebrauch und nach den lateinischen und französischen Vokabularien Synonyme sind, ist mir allerdings bekannt. Mir ist aber auch bekannt, dass die Römer das Wort *humanitas* hauptsächlich gebrauchten, um damit eine freundlichere Behandlung der Sklaven auszudrücken, als sie allgemein üblich war. Und ferner ist mir aufgefallen, dass die deutsche Sprache die Anwendung fremdländischer Bezeichnungen besonders da liebt, wo eine Entwertung und Herabwürdigung des deutschen Begriffs beabsichtigt ist. Es wird niemand leugnen wollen, dass es z. B. weitaus höflicher ist, von dem Gesicht einer Dame zu sprechen, als von ihrer *Visage*. Wer seine Geliebte hochachtet, wird sie ungern als seine *Maitresse* bezeichnet hören. Der Besitzer eines neuen Hutes oder Regenschirmes wird wenig erfreut sein, wenn man seine schönen Dinge zum *Chapeau* und *Parapluie* erniedrigt, und ein Ritter ist ein viel männlicherer Kerl als ein Kavalier, den man sich bloß im *Smoking* vorstellen kann.

Gradeso ist die Humanität eine verwaschene, korrumpierte, unbeseelte Abart der Menschlichkeit, und dass man dieses Wort kaum mehr anders als in der Bedeutung der Humanität gebraucht, beweist nur, dass alle wirkliche Menschlichkeit über Politik und Geschäft verloren gegangen ist.

Heutzutage glaubt man, es wer weiss wie weit in allgemeiner Menschlichkeit gebracht zu haben, und preist diese Zeiten des Fortschrittes und der Kultur als himmelhoch erhaben über jene fluchwürdige Vergangenheit, in der unzählige Menschen ihresgleichen als Sklaven hörig waren. Es sei hier nur nebenbei die Frage aufgeworfen, ob die Einrichtung der Sklaverei denn wirklich aufgehört hat. Ich glaube: nein. Der Unterschied ist nur der, dass ehemals der Arbeiter als Sklave nur einem einzigen Herrn

gehörte; jetzt gehört er dem ganzen Stande der Herren, den man das Unternehmertum nennt. Ob dieser Zustand viel angenehmer ist für den Exploitierten als der frühere, muss dahingestellt bleiben. Freiheitlicher ist er ganz gewiss nicht.

Aristoteles ist der Ansicht, dass die Sklaverei durch die Naturordnung bedingt sei, da das Niedere dem Höheren dienen müsse. Die in unseren Tagen das Wort Sklaverei empört von sich weisen, den Kapitalismus aber — das ist das Recht auf den Arbeitsertrag der „Niederer“ — ebenfalls als durch die Naturordnung bedingt hinstellen, sind nicht lauter klügere, freiere und menschlichere Leute als Aristoteles.

Man mag mich gemütlos schelten, wenn ich den Vergleich zwischen den Zeiten der Sklaverei und denen der Menschlichkeit noch ein wenig fortführe. Stirbt heutzutage einem Gutsbesitzer ein Pferd oder eine Kuh, so ist das ein Verlust, der recht empfindlich ist. Im Viehstall wird daher auf gute Versorgung des Bestandes viel Mühe gewandt. Stirbt ein Knecht — diese Würde steht viel höher als die eines Sklaven — so ist das sein eigenes Missgeschick. Für den Gutsherrn ist er schnell und ohne Unkosten zu ersetzen. Als die Wohlhabenden noch Sklaven hielten, war es anders. Da repräsentierte jeder Arbeiter für seinen Herrn einen positiven Wert — wie heute das Pferd und die Kuh —, sein Tod war schmerzlich fühlbar. Daher lag es sehr im Interesse des Brotgebers, dem Arbeiter lebenerhaltendes Unterkommen und auskömmliche Verpflegung zu sichern. Ebenso wurden die leibeigenen Frauen vorsichtig und in aller hygienischen Sorgfalt gehalten, damit sie im Stande blieben, gesunde und arbeitsfähige Sklaven zu gebären, und die Kinder, die einmal diese Sklaven werden sollten, wurden natürlich erst recht gehütet und vor Unterernährung und schwächenden Einflüssen ängstlich bewahrt.

Heute schützt dieser rohe Sklavenhalter-Egoismus die Kinder nicht mehr vor Not und Hunger. Skrophulose

und ähnliche Symptome mangelhafter Lebenshaltung kennzeichnen die Entwicklung der Menschlichkeit am Körper der Kinder. Vater Staat, dessen Interessen mit denen seiner besitzenden Sachwalter identisch sind, hat wichtigere Dinge zu tun, als sich um die Proletarierbälge anders zu quälen, als durch Zuführung religiöser Zuverlässigkeit und vaterländischer Begeisterung. Gottseidank finden aber alternde Damen Musse genug, sich des Jammers der Hungernden zu erinnern, deren Ausdünstung ja nicht in die Bezirke ihrer Villen dringt. Und sie arrangieren Wohltätigkeitsbazare mit Orchideen und Pommery, vergnügliche Maskenbälle, Gartenfeste oder gar Dilettanten-Aufführungen.

Kürzlich trug man die Menschlichkeit sogar auf die Strasse. Jedermann musste Margeriten kaufen, damit den nicht auf dem Wege über das Standesamt gezeugten Kindern das Elend der ersten Lebensjahre erleichtert werde. In München kamen gegen hunderttausend Mark dabei heraus, und der gute Bürger, der an jenem Tage auch ein Blümchen im Knopfloch trug, kann frohen Herzens ein Lied summen, da er zu dem Werk der Menschlichkeit sein Scherflein beigetragen hat. Wir werden nämlich nun wohl nächstens lesen, dass für das Geld ein Fürsorgebüro für uneheliche Kinder errichtet wird, zu dem soundsoviele Beamte engagiert werden und dessen Instandhaltung soundsoviele tausend Mark jährlich kostet. — Auch werden gewiss manche Kinder ihren lockeren Müttern abgenommen und frommen Familien zu einer Erziehung zugeführt werden, die die hereditären Einflüsse der bedauerlichen Herkunft in der Seele des Kindes zu verwischen geeignet ist. Ob nicht in mancher dieser frommen Familien die Sorge um das Kostgeld grösser sein wird als die um das Kind, wird im einzelnen Fall wohl schwer zu kontrollieren sein.

Dieser der höheren Menschlichkeit gewidmete Margeritentag war für mich ein Tag der Qual. Die aller-

liebsten jungen Mädchen, die im besten Glauben an ihre menschenfreundliche Mission mit leuchtenden Augen und frohen Gesichtern überall auf einen zukamen und in wirklich rührender Erfüllung zum Kauf von Margeriten zuredeten, abweisen zu müssen, war nicht immer ganz leicht, und ich sah oft in Mienen, die ob meiner Lieblosigkeit ganz traurig wurden. Aber mein Knopfloch blieb leer. Ich konnte mich nicht dazu entschliessen, auch nur mit einem Groschen den frivolen Unfug zu unterstützen, als der sich mir der Versuch darstellt, die grauenvollste, fürchterlichste Schmach unserer unmenschlichen Zustände, die Hungersnot unter den Kindern, mit der Arrangierung eines charitativen Sportfestes zu übertünchen.

Nichts will ich mit dieser Art Menschlichkeit gemein haben, die die Bevorzugten gegen die Unglücklichen üben, um die seltenen schwachen Regungen eines schlechten Gewissens zu beruhigen. Nichts mit einer Menschlichkeit, die sich in dem unverfrorenen Sprichwort spreizt, dass Armut nicht schände. Als ob nicht Armut in diesen Zeiten das einzige wäre, was in Wahrheit schändet! Wen unverschämte Ausnützung einer zufälligen Macht zum Milliardär gemacht hat, der gilt unter den Menschen als ein höheres Wesen. Man feiert, ehrt und beglotzt ihn, und wenn er gar noch eine wohltätige Stiftung zur Belohnung für Lebensretter macht, preist man ihn als Vorbild edelster Menschlichkeit. Der Arme aber wird überall und ganz unverhüllt als Mensch zweiten Grades gewertet. Die Gesellschaft dessen, die keine gestärkte Wäsche trägt, ist anrühlig; die Umgangsmöglichkeit entscheidet sich nach der Vollkommenheit der Garderobe. — Dem armen Kinde schon ist die Möglichkeit verschlossen, die moderne Konversationsbildung aufzunehmen. Dem vermögenslosen Jüngling sind alle Wege zu den einträglichen Pfründen des Erwerbslebens versperrt. Er ist zum Opfer der Ausbeutung bestimmt — ohne Rücksicht auf Charakter, Veranlagung und Neigung, und um

ihm seine Minderwertigkeit noch deutlicher fühlbar zu machen, wird er gezwungen, durchaus gegen seinen Wunsch, gegen seine Einsicht und gegen sein Interesse, länger als die Besitzenden und in niedrigeren Chargen die Mordinstrumente zu tragen, mit denen er das Kapital, das sein Blut saugt, zu schützen hat. Alles das unter Berufung auf Ideal, Christentum und Menschlichkeit.

Somit haben alle humanitären Bewegungen und Bestrebungen, soweit sie innerhalb des Staates, des Kapitalismus, der Knechtschafts-Einrichtungen sänftigend und versöhnend wirken sollen, keine Berührung mit der Menschlichkeit, die ich fördern möchte. Diese Menschlichkeit will Menschenbewusstsein, Solidarität, Freiheit, Gerechtigkeit und Erfülltheit vom heiligen Berufe Mensch zu sein; will Liebe unter den Menschen, die auf Gleichheit und Geselligkeit fusst; will Kraft und Schönheit, und will hitzigen Streit, empörte Abwehr gegen jede Art Unterdrückung, Lüge, Vergewaltigung, Unrecht und Tartüfferie.

Die Menschlichkeit, von der ich rede, besteht noch nicht, sowenig wie Gerechtigkeit oder Kultur besteht. Sie soll erkämpft werden mit den Mitteln, die dereinst ihre Fundamente sein werden; durch Bund und Auslese, durch Klarheit, Wahrheit, Festigkeit und seelische Freiheit. Menschlichkeit ist Hass und Abwehr gegen Dürftigkeit und Gemeinheit, ist Liebe zum Schönen, Wahren und Ewigen und Wille zum Wesentlichen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Und jetzt? Die Tage vor meiner Verhaftung waren, veranlasst durch die Haussuchung, die die Berliner Polizei im Auftrage der Münchner bei mir vornahm, Notizen durch die Blätter gegangen, wonach ich an der grotesken Münchner Bombenaffäre beteiligt gewesen sein sollte. In der Tat wurde mir von den Beamten, die mein Zimmer und meine Taschen durchstöberten (in

Uebereinstimmung mit der Wahrheit)*) gesagt, ich solle mit den Verhafteten, die (dieses Unternehmens beschuldigt wurden, öfters gesehen worden sein. Da für Leute, die keinen Einblick in mein Tun haben können, der Eindruck entstehen musste, diese Zeitungsnotizen kompromittieren den Mühsam schwer in der Angelegenheit, erliess ich im „Berliner Tageblatt“ und im „Lokal-Anzeiger“ Erklärungen, in denen ich die Unsinnigkeit solcher Kombinationen nachwies. Danach glaubte ich allen Gefahren überhoben zu sein und ohne Geheimniskrämerei in die Schweiz abreisen zu können. Und nun doch die Verhaftung: wegen fortgesetzten Vergehens gegen §§ 128, 129, 73.) Zwar hatte ich bei der Protokollierung meiner Identität den Polizeikommissär ersucht, mir den Inhalt dieser Paragraphen anzuvertrauen, aber der hatte sie mir so schülerhaft vorgelesen, dass ich nur den Sinn des § 73 des Strafgesetzbuches verstand, der nichts wie Strafausführungsbestimmungen enthält, die nämlich, dass bei Verletzung zweier Paragraphen das Strafmass des schwerer zu sühnenden Vergehens in Anwendung zu bringen sei. Was das eigentliche Delikt anlangt, so war ich in den Stunden, die ich eben beschreibe, noch vageren Kombinationen überlassen als vorher. § 130, das wusste ich, betrifft die Aufreizung zu Gewalttätigkeiten verschiedener Bevölkerungsklassen gegen einander. Dafür bin ich schon mal bestraft worden. 128, 129 konnten nicht sehr Unähnliches betreffen, da sie so dicht danebenstehen: Aber welches potische Verbrechen konnte ich „fortgesetzt“ begangen haben? Ich war mir keines bewusst. Nur soviel gestand ich mir doch, dass deutsche Behörden nicht so rasch zur Verhaftung eines Menschen schreiten, der, wie ich, einen bekannten Namen hat, wenn sie nicht mindestens starke Gründe für ihr Vorgehen zu haben meinen, und dass die Freilassung — mögen die gegen mich erhobenen Vorwürfe noch so falsch sein — nicht mit einem Federstrich und in ein paar Stunden zu erzielen sein würde. —

Solche Ueberlegungen beherrschten etwa die Stimmung, in der ich mich nun in der Kellerrzelle des Charlottenburger Polizeigefängnisses am Vormittage des 30. Oktober befand. Ich erhielt indessen den Besuch eines beleibten, vollbärtigen Herrn mit Kneifer und Zigarre, der sehr von oben herunter auftrat und mich in schneidigem Beamtenton nach Namen und Stand fragte. Er kicherte dabei und verschwand wieder. Dann kam noch ein sehr ernst schauender, offenbar höherer Beamter, der mich nur musterte. Ich hatte bei beiden die Empfindung: die wollen sich das rare Tier mal ansehen,

*) Als ich dies schrieb, war mir der Name des Hauptbeteiligten noch unbekannt. Den sah ich zum ersten Mal vom Zuschauerraum des Gerichtssaals aus, in dem er abgeurteilt wurde.

das man ihnen da hereingebracht hat. Inzwischen schlug die ominöse Uhr Mittag, und ich bekam eine greuliche dicke Graupensuppe, wieder mit einem Riesenklumpen klebrigen Brotes. Da ich sehr ausgehungert war, zwang ich mich, möglichst viel davon zu essen. Gegen 1 Uhr wurde mir endlich eröffnet, dass ich mich berechtigen solle zur Ueberführung. Ich hatte kaum Zeit, mir die Stiefel anzuziehen und den Kneifer aufzusetzen. Die Hosenträger wollte mir der Aufseher nur so in die Hand geben. Er empfahl mir, sie in die Tasche zu stecken. Ich überrumpelte ihn aber, indem ich — eins, zwei, drei — Jacke und Weste auszog und die Hose sorgfältig befestigte, ehe ich mich bereit erklärte. Jetzt wurde ich einem uniformierten Charlottenburger Polizisten attachiert, der mich zu einem Polizeiwagen begleitete, einem von allen Seiten geschlossenen dumpfigen Kasten, vor den zwei Schimmel gespannt waren. Ich schlug vor, auf meine Kosten eine Droschke zu nehmen, man bedeutete mir aber, dass ich das vorher hätte sagen sollen (als ob ich dazu Gelegenheit gehabt hätte, wo ich keinen Schimmer hatte, was mit mir werden sollte). In dem Wagen sassen schon vier Personen drin, alle ehrpusselig in einer Reihe. Ich setzte mich ihnen gegenüber, ganz vorn, von wo ich durch eine Lücke unterhalb des Kutschersitzes auf die Strasse sehen konnte. Der Schutzmann setzte sich auf das gleiche Brett in die hintere Wagenecke, wo für ihn eine Decke lag, und ordnete die Packete, die meine und meiner Leidensgefährten Habe enthielten. Die Karre setzte sich also in Bewegung, und ich hatte Zeit, während der schweigsamen Fahrt zum Gerichtsgefängnis meine Mitreisenden zu betrachten. Mir gegenüber sass ein Mann von etwa 50 Jahren, eine Gestalt, wie man sie in Herbergen, Wärmehallen, Kaschemmen und ähnlichen Orten massenhaft antrifft. Für meine Gruppe „Vagabund“ des Sozialistischen Bundes, die ja leider nicht mal zustande kam, und für deren Nichtverstehen durch Unbeteiligte ich anscheinend jetzt hier sitze, schien mir der Mann indessen nicht zu taugen. Dazu sah er mir nicht ver zweifelt genug aus, auch nicht ingrimmig genug. Sein Gesicht hatte eher einen sozusagen demütig-verdrossenen Ausdruck. Neben diesem armen Teufel sass ein junger Mensch, sehr lang und blass und von unintelligentem, fast stupidem Aussehen. Er hielt in der Hand krampfhaft seine Hosenträger und schien seine Lage mit einem stumpfsinnigen Widerwillen zu ertragen. Die beiden anderen Wageninsassen waren Mädchen. Eine grosse, ziemlich üppige, nicht hässliche, aber etwas verlebte Person, die ich für eine Prostituierte in mittlerer Preislage hielt, und ein nettes, junges, zartes, blondes, verängstigtes Geschöpfchen, das um, wer weiss was für einen kleinen Ladendiebstahl die traurige Fahrt mitmachen musste. — Zuerst fuhr der Wagen in die Kirchstrasse zum Krankenhaus, holperte dort

über die steinerne Hofschwelle durchs Portal, dass wir alle fast durcheinandergefallen wären, und liess die grössere und ältere der Frauensleute dort aussteigen und vom Personal in Empfang nehmen. Armes Wurm, das man nur gesund werden lässt, um es den Torturen der „Gerechtigkeit“ zu überliefern! — So fuhren wir dann, eine Person weniger, weiter zum eigentlichen Gefängnis. — —

Ich habe eben mein Abendbrot verzehrt. Gleich werde ich ins Bett geschickt. So will ich für heute schliessen, und die Begebenheiten vom zweiten Tage meiner Gefangenschaft und vom Betreten der zweiten Station an morgen weiterschildern.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Für Wedekind. Die Kinderstube Deutschland, in der die Krabben ihrer eigenen Zimmerreinheit so wenig zutrauen, dass sie das grobe Kindermädchen Polizei bei keiner Verrichtung entbehren können, scheint endlich Schauplatz einer kleinen geistigen Revolte werden zu wollen. Einige Grössergewachsene wollen sich nicht mehr abhalten lassen. Sie wollen über ihre Bilder und Lesebücher selbst bestimmen, sie wollen sich die würdelose Beaufsichtigung ihrer Spiele durch die t ä p p i s c h e Magd nicht mehr gefallen lassen und kündigen ihren Willen zur Selbständigkeit in einer erfreulich energisch gehaltenen Protestkundgebung an.

Die Zeitungen brachten einen Aufruf gegen das sinnlose, ungeschickte, muckerische Vorgehen der Polizeizensur gegen die Werke Frank Wedekinds. Eine Reihe sehr beträchtlicher Künstler und Kunstfreunde fordert zum Zusammenschluss aller derer auf, „denen das Schaffen Frank Wedekinds wert erscheint, vor einer systematischen Verdrängung aus« der Oeffentlichkeit bewahrt zu werden.“ Ein Drittel der gesamten dramatischen Kunst Wedekinds werde infolge Polizeiverboten an keiner deutschen Bühne zur Aufführung zugelassen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass bei der Polizei der Entschluss feststeht, den Dichter von „Frühlings Erwachen“ mit seinen Ueberzeugungen, die er in zwanzig Tahren nach der Niederschrift der Kindertragödie gewonnen hat, auf der Bühne nicht mehr zu Wort kommen zu lassen. Durch sein Aultreten auf der Bühne den Beweis zu erbringen, dass in seinen dramatischen Arbeiten ein tiefer sittlicher Inhalt liege, sei dem Dichter, soweit es seine von der Polizei verbotenen Dramen betreffe, ein für allemal unmöglich gemacht. Es stehe zu befürchten, dass die Polizeibehörden entschlossen sind, auch diejenigen Dramen allmählich von der Bühne zu verdrängen, die bis jetzt zur Aufführung freigegeben wurden. Die Unterzeichneten

bieten die Hand zur Wahrung des aus Wahrheitsliebe und Schönheitsverehrung hervorgegangenen dramatischen Lebenswerkes Wedekinds, „indem wir dem bald Fünfzigjährigen den Weg ebnen wollen, den er gehen muss, um sein Werk zur Geltung zu bringen. Die Freunde Wedekindscher Kunst werden daher gebeten, ihren Namen dem Verlagsbuchhändler Georg Müller in München, Josephplatz 7, bekannt zu geben.“

Unter den Unterzeichnern des Aufrufs befinden sich die ausgezeichnetsten Männer, die das künstlerische Leben Deutschlands und Oesterreichs zu stellen hat. Ihnen gebührt Dank und Anspornung. Bei der Schlafmützigkeit, die das Verhalten der Geistigkeit gegen das Herumwühlen subalterner Seelen in kulturellen Werten allgemein kennzeichnet, bedeutet der Aufruf für Wedekind einen ersten männlichen Vorstoss. Nur möchte man wünschen, dass die Kundgebung nicht in einer Namenstabelle mit lediglich statistischem Wert umkommt. So lohnend es ist, einmal zu erfahren, wer bis jetzt die dämonische Kraft des genialsten lebenden Dichters erkannt hat, so wichtig wäre es doch auch, das Solidaritätsbekenntnis für einen Dichter gegen die Staatsgewalt zu einer kräftigen und dauerhaften Aktion derer, die sich nicht mehr bevormunden lassen wollen, zu erweitern. Dazu gehört freilich mehr als ein gelegentlicher Protest, wenn einem zufällig einmal die Spitze eines Polizeihelms unter das eigene Kinn stösst. Dazu gehört die Erkenntnis, dass die ganze Institution der Beaufsichtigung der Menschen in ihrem privaten Verhalten unwürdig und für selbstbewusste Naturen unerträglich ist. Wer sich willig von der Polizei um drei Uhr nachts zu Bett schicken lässt, wer kritiklos zusieht, wie die Polizei sich in jede privateste Privathandlung, etwa ins erotische Leben, einmischt, der darf sich nicht beklagen, wenn sich die Fürsorge der hohen Behörde auch mal bis in seine eigenen innerlichen Erlebnisse und Bedürfnisse erstreckt. Die Macht, die die Polizei ausübt, ist ihr von der Oeffentlichkeit zuerteilt worden. Schlimm genug für den kultivierten Teil der Menschheit, dass er stets langmütig zusieht, wie die Oeffentlichkeit ausschliesslich vom unkultivierten Teil repräsentiert wird. In Wedekinds Werk ist sozialer Drang, soziales Bekennen und sozialer Protest genug — drum eben sucht ihn die Öffentliche Gewalt mit jedem Mittel mundtot zu machen. Wer auf Freiheit des Worts und der Ueberzeugung hält, der stelle sich mit der ganzen Breite seiner intellektuellen und seelischen Bedeutung der Einrichtung entgegen, die auch in seinem Namen Freiheit, Selbstständigkeit und Eigenleben unterdrückt. Erst wenn die anmassliche Vorherrschaft des Polizeisäbels auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zurückgedrängt sein wird, werden wir erwarten dürfen, dass Kunst und Kultur sich ungestört ausbreiten können, und dass kulturelle Vorstellungen vor kulturlosen Nachstellungen sicher sein werden.

Tariffreue. Die Art, wie die deutschen Arbeitergewerkschaften um vorteilhafte wirtschaftliche und menschliche Existenzbedingungen „kämpfen“, hat bei kritisch veranlagten Revolutionären schon immer arges Bedenken erregt. Da gibt es kein Losschlagen im günstig erscheinenden Augenblick, kein Streiken im Moment der Hochkonjunktur, wenn die Arbeiter am nötigsten gebraucht werden, also am leichtesten Zugeständnisse von den niemals sentimentalern Unternehmern erzwingen können, kein Sichverlassen auf Energie, Entschlossenheit und Opferwilligkeit der Einzelnen, sondern immer nur ein behutsames Erwägen und Zögern, ein Abwälzen der Verantwortung auf „Vertreter“, ein Erlaubniseinholen und Direktivenempfangen von den Zentralstellen. Im Gegensatz zu den radikalen, selbständigen Arbeitersyndikaten in den romanischen Ländern (die syndikalistische Bewegung der Lokalorganisationen in Deutschland ist verhältnismässig sehr schwach), die aggressiv vorgehen und ständig auf dem Qui vive? liegen, verzichten bei uns die zentralistischen Gewerkschaften mehr und mehr auf Angriffstreike, sie lassen es auf Aussperrungen ankommen, jammern dem Unbeteiligten vor, dass sie schuldlos seien an dem Konflikt und stehen der rücksichtsloseren Arbeitgebererschaft in der Defensive und folglich im Nachteil gegenüber. Aus dieser Unlust, dieser Bequemlichkeit und Säumigkeit erklärt sich das sehnsüchtige Bestreben nach langfristigen Tarifverträgen. Man findet sich mit den Unternehmern in einer Tarifgemeinschaft zusammen, ein aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetztes Tarifamt entscheidet in Streitfällen, man hat für eine Reihe von Jahren Lohnhöhe und Arbeitszeit vertraglich gesichert, und — nach Ablauf dieser Jahre, wenn man natürlich mit neuen Forderungen anrückt, tritt einem die Prinzipalschaft wohl vorbereitet, gewappnet und geeignet mit einem kühlen Nein oder gar mit Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen entgegen.

Was es mit den grossen Vorteilen der Tarifgebundenheit für den Arbeiter auf sich hat, das illustriert ein in mehrfacher Hinsicht überaus bemerkenswerter Konflikt im Berliner Zeitungs Grossbetrieb. In August Scherls Druckerei, in der der „Berliner Lokal-Anzeiger“, der „Tag“, die „Berliner Abendzeitung“ und etliche periodische Zeitschriften hergestellt werden, wurde 7 Maschinenmeistern gekündigt und zugleich von den übrigen Arbeitern Überstunden verlangt. Die Erbitterung darüber führte zu Reibereien, die vom Tarifamt zu schlichten waren. Der Spruch des Amtes fiel nicht zur Zufriedenheit der Arbeiter aus, die zwei Vertrauensleute mit deutlich formulierten Forderungen und mit Streikandrohung vorschickten. Neue Verhandlungen vor dem Tarifamt, das — wohlgemerkt: es ist zur Hälfte von Arbeitnehmern besetzt! — die Arbeiter abwies und der Firma anheimgab, die beiden Vertrauensleute, weil sie den Auftrag ihrer Kollegen erfüllt hatten, zu entlassen. Das tat die Druckerei, und die — wie man denken sollte: selbstverständliche — Folge war, dass die übrigen Maschinenmeister sich mit denen, die nur ihren Willen ausgedrückt hatten, solidarisch erklärten und die Arbeit niederlegten. Soweit wäre der Vorgang nicht weiter absonderlich; der Solidaritätsakt war anständig, — aber es wäre unanständig gewesen, wenn er unterblieben wäre. Scherl wandte sich nun an die Betriebe von Mosse („Berliner Tageblatt“) und Ullstein („Morgenpost“) mit der Bitte um Hilfe. In wohlverstandner Gemeinsamkeit der Unternehmerinteressen wollten die ihr Personal der bedrängten

Firma zur Verfügung stellen. Die Arbeiter der Konkurrenz weigerten sich jedoch — wieder ganz natürlich und im Bewusstsein ihrer Solidarität, — die zugemuteten Streikbrecherdienste zu leisten. Da die Scherischen Blätter infolgedessen nicht erscheinen konnten, geschah das Unerwartete, dass Mosse und Ullstein sich mit der Konkurrenz solidarisch erklärten und ihre Blätter ebenfalls nicht erscheinen liessen. Das war klug und anständig gehandelt, und es ist vom „Vorwärts“ dumm und unanständig, dass er die Solidarität unter den Arbeitgebern anders wertet, als die unter den Arbeitnehmern, und die Verleger der Zeitungen an ihre Lieferantenpflicht den Abonnenten gegenüber erinnert

Soweit ist keinem der Beteiligten ein Vorwurf zu machen. Der Vorgang zeigt einen Ausschnitt aus dem gewerblichen Klassenkampf, wie er sich in sauberen Formen vollzieht. Schätzig aber, erbärmlich und über die Massen kümmerlich war das Verhalten der beteiligten Arbeiterorganisation, des Buchdruckerverbandes. Um der „Tarif-treue“ willen, zu deutsch: um der Buchstabentreue, der Paragraphen-gläubigkeit, der Konfliktsangst willen, erklärte der Verband: dem Spruch des Tarifamts ist unbedingt Gehorsam zu leisten. Hat das Tarifamt entschieden, die Entlassung der Wortführer der Maschinenmeister sei zu Recht erfolgt, so haben die, deren Wort geführt wurde, kein Recht mehr zur Solidarität. Den Arbeitern der Firmen Mosse und Ullstein wurde versichert, wenn sie sich von ihren Prinzipalen an die verwaisten Maschinen der Scherischen Druckerei kommandieren liessen, so begingen sie keinen Streikbruch, und zu allem Überfluss wurden die beiden Generalsünder, dafür, dass sie sich von ihren Kollegen hatten abordnen lassen, im frohen Einverständnis mit der Gewerkschaft aus der Tarifgemeinschaft ausgeschlossen, und in den Extrablättern der Unternehmerorgane, die an Stelle der ausfallenden Zeitungen erschienen, stand die Erklärung der Verbands-Vertrauensmänner, dass die Arbeiter schwer gesündigt haben, und dass die Arbeiterorganisation alles getan habe, um den in Agitationsversammlungen ach! so geschmähten Unternehmern in ihrem Recht auf tariffreie Ausbeutung der Kollegen beizuspringen.

Der groteske Fall ist deshalb so schauerlich ernst zu nehmen, weil er in seltener Helligkeit die Konsequenz der sozialdemokratischen Tarifmeierei zeigt. Die Organisation, die da ist, das Interesse der Proletarier gegen ihre Exploiteure zu wahren, stellt sich bei Gelegenheit eines nicht bloß begreiflichen, sondern durchaus gebotenen Solidaritätsstreiks auf die Seite des Kapitals, fordert die Arbeiter der Konkurrenzbetriebe zu heimtückischer Verräterei auf und infamiert die eigenen Kollegen, die für die gemassregelten Genossen eintreten: alles von wegen der „Tarif-treue“. Kommen sich vor wie Ethiker und sind Schlappschwänze.

Kentucky und Berlin. Einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich ein Gesetz dekretiert, wonach nur mehr überführte und rechtskräftig verurteilte Verbrecher für das Verbrecheralbum fotografiert werden dürfen. Das „Berliner Tagblatt“, erschüttert von einem solchen Grade freiheitlichen Edelmut, interpellierte sogleich das Berliner Polizeipräsidium um Auskunft, wie es hierzulande mit der Komplettierung des Verbrecheralbums gehalten werde. Oer Gehilfe des Herrn v. Jagow versicherte dem Gehilfen der öffentlichen Meinung, ganz so leichtsinnig wie die amerikanische Republik

dürfe man nicht verfahren. Immerhin bemühe man sich auch in Berlin um Zurückhaltung. Ausser den schon abgeurteilten gemeingefährlichen Verbrechern photographiere man nur noch solche, die dringend verdächtig seien, gewerbsmässig Verbrechen zu begehen . . .

Als ich im Jahre 1906 zum ersten Male einen Prozess angehängt bekam (wegen „Aufreizung“), wurde ich zur allerersten Vernehmung — also ehe das Verfahren überhaupt eröffnet war — aufs Polizeipräsidium zitiert. Nach einem kurzen Verhör wurde ich trotz meines Widerstandes und obgleich kein Haftbefehl gegen mich erlassen war, unter Anwendung von Gewalt gezwungen, mich im Atelier des Polizeigebäudes am Alexanderplatz photographieren zu lassen. Unter meinen anarchistischen Genossen ist kaum einer, dessen Konterfei und Fingerabdrücke noch nicht in Polizeiarchiven festgehalten würden. Dass in München nicht einmal die Einleitung eines Strafverfahrens nötig ist, um politisch verdächtige Leute einzusperren, zu photographieren und zu daktyloskopieren, dafür habe ich in Nr. 1 des „Kain“ („Bayerische Freiheitlichkeit“) schon Material geliefert.

Trotzdem fällt es mir nicht ein, dem Polizeipräsidenten wegen seiner Auskunft ans „Berliner Tageblatt“ der Verbreitung unwahrer Angaben zu bezichtigen. Ich glaube die Psychologie polizeilicher Würdenträger genügend zu kennen, um ihre Mitteilungen mit der Wahrheit eingermassen in Einklang bringen zu können. Unsereiner, der die Einrichtung der politischen Polizei nicht eben für eine Kulturerrungenschaft hält, macht sich schon durch diese Ansicht dringend verdächtig, gewohnheitsmässiger Verbrecher zu sein. Da die Dressur der Polizeihunde aber vorläufig noch nicht soweit gediehen ist, dass die Tiere auch verbotene Ansichten aufschnuppern könnten, so muss sich die Behörde mit dem Verbrecheralbum behelfen, in das die Bilder solcher Leute geklebt werden, die gewohnheitsmässigen selbständigen Denker verdächtig sind. Ohne diese Sicherheitsmassregel glaubt das Berliner Polizeipräsidium nicht auskommen zu können, und von ihrem Standpunkt hat sie sicherlich recht.

Der Herr Rektor. In dem widerlichen Handel des Rektors des Münchener Luitpold-Gymnasiums, Oberstudienrats Dr. v. Orterer, bayerischen Kammerpräsidenten, gibt es einen versöhnenden Moment. Als der Beschluss des Lehrerkollegiums, die Gymnasiasten, die am Tanzunterricht teilgenommen hatten, von der Schule zu jagen, den Opfern solcher Pädagogik drei Tage vor dem Abiturium mitgeteilt wurde, versuchte einer der jungen Männer, sich auf den Herrn Rektor zu stürzen und persönlich Rache zu nehmen. Das war die natürliche Abwehrgeste des lebendigen Blutes gegen die fröscherne Schleimigkeit eines Paragraph gewordenen Zelotenhirns. — Die Tagesschreiber haben den Eltern der Schüler geraten, das Luitpold-Gymnasium zu boykottieren, solange Herr Dr. v. Orterer daran als Rektor wirkt. Ein solches gemeinschaftliches Vorgehen der Eltern würde freilich den Etat der Schule herabdrücken, es hätte aber zur Folge, dass sich der Erziehungs-Fanatismus des Lehrerkollegiums mit verdoppelter Intensität auf die geringere Anzahl der Gymnasiasten konzentrierte, deren Eltern mit dem Herrn Rektor der Ansicht wären, Zweck jeglicher Belehrung sei, Individualität zu vernichten. In Wahrheit ist dies der Zweck jeglicher Autorität, der elterlichen

ebenso wie der pädagogischen. Es scheint daher nicht immer richtig zu sein, die Zucht des Elternhauses als Rettung vor der Zucht des Schulhauses anzusehen. Der Versuch des Gymnasiasten, sich zu rächen zeigt an, bei wem die Macht steht, auch ehe die Verzweiflung da ist, schon abzuwehren: beim Schüler selbst. Stiesse der Herr Rektor bei seinen schimpflichen und lächerlichen erzieherischen Gewaltübungen bei den jungen Leuten, die doch keine kleinen Kinder mehr sind, auf rabiaten Widerspruch und bei Massregelungen auf starke Solidarität, dann könnte kein Zentrum, keine Kirche und kein Wehner ihn auf seinem Posten halten. Die Jungen zwingen ihn, abzutreten und seine drakonische Frömmigkeit fortan ausschliesslich auf ihre Väter loszulassen, sofern die es bis zu Landtagsabgeordneten gebracht haben. Den Eltern aber kann nur ein Rat gegeben werden: sie mögen so erziehen, dass jeder Zwang, der gegen ihre Kinder versucht wird, ganz selbstverständlich der rücksichtslosesten Ablehnung begegnet. Hätten sie selbst nicht ihre Sprösslinge von klein auf an Zwang und Autorität gewöhnt, dann bedürfte es gewiss keiner Elternvereinigungen zum Schutz der Söhne gegen Herrn Rektor Dr. von Orterer.

Semerau. Packt ihn, zwackt ihn, greift ihn, kneift ihn,
Fangt ihn, haltet ihn und schleift ihn
In des Kerkers Schauerbau, —
Den Herrn Doktor Semerau.
Ha! Schon setzt ihm nach die Menge.
Voll verletzter Sittenstrenge
Schmeisst man ihn ins Loch sogleich,
Fern im Lande Oesterreich.
Die in Arco, die in München
Möchten den Herrn Doktor lynchen,
Welcher, alles Anstands bar,
Kompagnon des Bayros war.
Wer sein Buch las, kennt das Grausen,
Und speziell Herr Doktor Kausen
Zahlte manchen goldnen Fuchs,
Dass ihm die Empörung wuchs.
In die Paragraphenschraube
Mit dem Daumen, dass ihm Glaube
Wiederkehre und Moral
Warnungsvoll fürs nächste Mal.
Frau Justitia mach uns stark, oh!
Dass wir, kommt er erst aus Arco,
Ihn vertilgen längre Zeit,
Namens der Gerechtigkeit.

An die Leser!

Freundlich für den „Kain“ interessierte Leser mahnen mich, neue Erzeugnisse meiner Lyrik zu bringen und bei der Redaktion des Blattes die Literatur mehr als bisher zu berücksichtigen. Ich kann versichern, dass ich selbst die Vermehrung des Inhalts nach dieser Seite am meisten wünsche. Der äusserst enge Raum, der mir zur Verfügung steht, verhindert mich aber immer wieder, alles was ich zu sagen habe, drucken zu lassen. Es ist schmerzlich genug, trotz aller Künste der Setzermeister, möglichst viel unterzubringen, aus jeder Nummer schon gesetzte Beiträge wieder herausnehmen zu müssen. Ich hoffe aber, dass bald Rat geschafft wird, wie die Zeitschrift äusserlich ansehnlicher und innerlich reicher erscheinen kann. Die Vergrößerung des Blattes, bezw. die schnellere Folge seines Erscheinens wird bewirkt werden, sobald der Andrang der Abonnenten und Käufer dem des zu bewältigenden Materials einigermaßen entspricht.

München, Akademiestr. 9.

Erich Mühsam.

Früher erschienen:

KAIN, Heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass — Oeffentlicher Dank.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Schönherr's Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor. — Correspondenz.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Aufruf zum Sozialismus. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Der unzüchtige Marquis. — Georg Hirth. — Die nervenschwache Polizei.

Preis je 30 Pfg. Zu beziehen durch die Post, durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kainverlag, München, Baaderstrasse 1 a.

Abonnement-Bestellungen nimmt nicht der Herausgeber des Kain an, sondern jede Buchhandlung oder die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstrasse 1a Telefon 2355.

Von jetzt ab kann auch durch die Post abonniert werden.

Geldsendungen, Bestellungen, Reklamationen richte man ausschließlich an die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstr. 1a.

Persönliche Briefe, Bücher, Tauschexemplare etc. an den Herausgeber: Akademiestraße 9.

Bei Abonnementsbestellungen empfiehlt es sich, die Karte auszufüllen und auszuschneiden und an den Kain-Verlag oder eine Buchhandlung einzusenden.

=====
Bitte hier abzutrennen. =====

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.